

Philippe Georget
**DREIMAL SCHWARZER
KATER**

Ein Roussillon-Krimi

LESEPROBE


ulstein

1 Robert wachte um vier Uhr auf. Wie jeden Tag seit über vierzig Jahren.

Es war für ihn weder eine bewusste Entscheidung noch ein Zwang. Es war einfach so. Winterzeit, Sommerzeit, ganz egal: Um vier Uhr wachte er auf und stieg gleich darauf aus dem Bett.

Er schenkte sich eine Tasse kalten Kaffee ein, gab einen Schuss Milch hinzu und schob dann das Kreuzworträtsel beiseite, um die Tasse auf dem Tischchen abzustellen.

Robert hatte sein ganzes Leben lang als Schlosser in einer Firma für Landmaschinen in der Nähe von Gien im Département Loiret gearbeitet. Er hatte immer genau um vier Uhr dreißig abgestempelt, und niemals war er auch nur eine Minute zu spät gekommen. Er hatte gute Beurteilungen, wurde von seinen Vorgesetzten geschätzt, war nicht in der Gewerkschaft und dazu umgänglich. Ein vorbildlicher Arbeiter. Betriebsbedingt entlassen, als er sich der Fünfundfünfzig näherte.

Er setzte sich auf die schmale Bank und verzog das Gesicht, als er das kalte, bittere Gebräu hinunterschluckte. Er hätte es noch einmal aufwärmen können, aber dazu war er zu träge. Außerdem durfte er ohnehin keinen Zucker dazutun, da konnte er den Kaffee ebenso hinunterkippen, ohne sich lange damit aufzuhalten. Er hatte es auch eine Zeitlang mal mit Tee probiert, doch das hatte er als schlimmere Strafe empfunden.

Obwohl er nicht mehr berufstätig war, hatte Robert seine innere Uhr nicht umstellen können. Dieses frühmorgendliche Aufstehen hatte Solange, seine Frau, zur Verzweiflung gebracht. So hatte er zu Beginn seiner unfreiwilligen Rente versucht, liegen zu bleiben, zumindest bis sechs Uhr. Aber er wälzte sich im Bett herum und verwickelte sich so sehr in den Laken, dass seine Frau ihm letztendlich wieder erlaubte, aufzustehen, sobald er aufwachte. Und dann ging Solange schließlich von ihm. Innerhalb weniger Monate. Knochenkrebs.

Robert schüttete den letzten Rest Kaffee ins Spülbecken und wusch die Tasse ab. Die Wasserpumpe surrte in ihrem Kasten unter der Bank. Er stellte die Tasse auf das Abtropfgestell und verließ den Wohnwagen.

Es war Mitte Juni, und auf dem Campingplatz Lauriers Roses in Argelès war noch nicht viel Betrieb. Nur ein paar Pensionäre wie Robert und eine Handvoll Touristen aus dem Ausland. Die Niederländer trafen immer als Erste ein, gefolgt von den Deutschen. Robert ging geradewegs zu den Toiletten. Gestern hatte er die zweite Kabine von links benutzt. Heute würde er die dritte nehmen. Es war Mittwoch.

Er urinierte langsam und genüsslich in eine saubere Schüssel. Das Häuschen war von einem zarten Lavendelduft erfüllt. Das hatte Robert an Lauriers Roses sofort gefallen: wie sauber die Toiletten waren. Sie wurden regelmäßig gereinigt, und das vor allem auch noch ein letztes Mal recht spät am Abend. Robert wusste es zu schätzen, wenn er nicht schon am frühen Morgen den Gestank von Pisse und Scheiße der anderen Camper einatmen musste.

Bis zum letzten Tropfen auf dem glatten und immer noch makellos reinen Innenrand der Schüssel kostete Robert es aus. Als er die Kabine verließ, sah er auf die

Uhr. Vier Uhr neunzehn. Wie am Abend zuvor wusch er sich die Hände am neunzehnten Waschbecken in der scheinbar endlosen Reihe. Anschließend trocknete er sich die Hände an seiner Hose ab. Er war bereit für seinen täglichen Spaziergang.

Er ahnte bereits, dass es der beschwerlichste seines Lebens sein würde.

Der weiße Kies auf dem Hauptweg knirschte unter den Ledersohlen seiner Sandalen. Normalerweise mochte Robert dieses leise, zarte Geräusch, doch an diesem Morgen schenkte er ihm keine Beachtung.

Robert und Solange hatten Lauriers Roses 1976 entdeckt. Davor hatten sie meist irgendwo in der freien Wildbahn gecamppt, wenn sie nicht einfach in ihrem alten Citroën Dyane schliefen. Die Geburt ihres ersten Sohnes Paul hatte sie aber dazu bewegt, sich nach etwas mit mehr Komfort umzusehen. Dann waren Gérard und Florence dazugekommen. Die Kinder hatten sich beim Campen mit anderen Kindern angefreundet und freuten sich, sie dort jeden Sommer wiederzusehen. Auch Robert und Solange hatten so ihre Gewohnheiten entwickelt. Die Eltern besagter Freunde waren ebenfalls zu Freunden geworden, und zwischen Boule-Spielen, Grillen und diversen Runden Belote vergingen die Ferien wie im Flug.

Robert ging noch einmal an seinem Wohnwagen vorbei, um nachzusehen, ob er auch die Tür ordentlich verschlossen hatte. Ein Tick von ihm. Zu Lebzeiten seiner Frau hatte er sich zurückgehalten. Aber Solange war nicht mehr da.

Er drehte am Türknauf. Nichts rührte sich, die Tür war verschlossen. Natürlich.

Robert war stolz auf ihren Standort, der am besten angelegte auf dem gesamten Campingplatz. Zwei Vordächer schlossen aneinander an und verbanden den

Wohnwagen mit einer Holzveranda, die von einem Steingrill gesäumt wurde, von Robert 1995, im Jahr seiner Entlassung, selbst konstruiert. Das Ganze wurde von einem Pinienholzzaun eingefriedet, an dem ein Dutzend Blumentöpfe angebracht waren. Solange hatte sich immer um die Blumen gekümmert, und im ersten Sommer nach ihrem Tod waren die Töpfe leer geblieben. Dann hatte Robert die Tradition fortgeführt. Den Zaun mit Blumen auszustaffieren erschien ihm sinnvoller, als ein Grab damit zu schmücken.

An den Holzpfosten begann die grüne Farbe unter dem Einfluss von Sonne und Salz abzublattern. Robert hatte vorgehabt, die Pfosten neu zu streichen, aber er bezweifelte, dass er es diesen Sommer schaffen würde.

Er mietete den Stellplatz ganzjährig. Am Anfang seiner Rente verbrachten Solange und er beinahe sieben Monate im Jahr in Argelès. Doch nun ermüdete ihn die Hochsaison. Er war fünfundsechzig und erschöpft. Er würde den Sommer lieber an der Loire verbringen, aber dies war die einzige Zeit, in der seine Kinder und Enkelkinder mit ihm Urlaub machen konnten.

Mit schweren, gedämpften Schritten überquerte er den Campingplatz.

Ein Lichtstrahl schien unter der Tür eines benachbarten Wohnwagens mit deutschem Nummernschild hindurch. Darin wohnte ein Paar um die sechzig herum, er groß und mit ziemlich schütterem Haar, sie klein, stämmig und mit Dauerwelle. Beim Einparkmanöver hatten sie sich heftig angeschrien. Robert hatte zuerst gelacht, doch dann hatte ihn ein merkwürdiges Gefühl überkommen. Seitdem er allein lebte, fehlten ihm solche Streitereien.

Neben den Deutschen, im Zelt der jungen Niederländerin, war weder ein Laut zu hören noch ein Licht zu sehen.

Robert gelangte zur kleinen Pforte, die an den Strand führte. Sie war verschlossen, aber er besaß einen Schlüssel. Charles und Andrée, die Betreiber des Campingplatzes, kannten seine morgendlichen Gewohnheiten und hatten ihm schon vor langer Zeit einen nachmachen lassen. Über die Jahre hatten sie sich aneinander gewöhnt. Robert half den beiden während der Nebensaison hin und wieder bei der Instandhaltung des Platzes. Eine Kleinigkeit hier, ein Handgriff dort. Ein Waschbecken, das verstopft war, ein Stück Rasen, das ausgebessert werden musste, ein Zaun, der wieder aufgerichtet werden sollte. Robert werkelte gern, und in seinem Wohnwagen gab es für ihn nicht viel zu tun. Charles und er plauderten während der Arbeit, das vertrieb die Zeit. Außerdem – auch wenn meist das Gegenteil behauptet wurde – vertrauten sich Männer einander viel eher an, wenn sie dabei vor einem tropfenden Wasserhahn und nicht vor einem Glas Anisette saßen. Nur Charles gegenüber hatte Robert seine Hilflosigkeit nach Solanges Tod eingestehen können.

Einmal hatte er sogar geweint.

Er nahm den Weg durch das Naturschutzgebiet Mas Larrieu. Die Vögel waren sich seiner Qualen nicht bewusst und sangen ihre ewige Hymne an das Leben. Unter ihrem Gezwitzcher konnte man bereits das Meeresrauschen hören.

Der Meereswind erhob sich sanft und trug in seinem Schlepptau einen wilden Duft nach Jod und der Ferne herüber. Der Weg führte brav zwischen zwei Holzpfosten hindurch, die den Sand eindämmen und die Touristen lotsen sollten. Zu beiden Seiten reckten blühende Feigenkakteen ihre Micky-Maus-Ohren in die Höhe.

Je näher man dem Strand kam, umso mühsamer wurde das Vorankommen, und im Sand wurden Roberts Schritte schwerfälliger. Der Pensionär ging so nah wie möglich

an der Abzäunung entlang, um die Füße auf die mageren Grasbüschel dort setzen zu können. Als er an einem Schilfwäldchen vorbeikam, zögerte er kurz. Schließlich entschied er sich, zuerst bis ans Wasser zu gehen.

Noch ein paar Dutzend Meter und dann gelangte er an den Strand. Der Wind war hier stärker und die Geräusche intensiver. An diesem Morgen herrschte heftiger Seegang. Am Horizont dämmerte es bereits. Das Leben würde weitergehen. Unerschütterlich.

Robert ging bis an die Küstenlinie, wo die Wellen auf immer anderer Höhe den Strand berührten. Er betrachtete die dunklen Wassermassen und die weißen Kämme. Kein Meer würde seinen Körper jemals wieder tragen, klagte er innerlich. Eine enorme Einsamkeit, eine vollkommene Verzweiflung übermannte ihn. Seine Knie gaben unter der Last nach und zwangen ihn, sich in den feuchten Sand sinken zu lassen.

Wie gern hätte er die Zeit um ein paar Stunden zurückgedreht. Nur ein paar Stunden ...

Gedanken stürzten auf ihn ein, ohne dass er sie wirklich zu fassen bekam. Eine ihn mitreißende Welle, die über die Felsen hinwegspülte. Solange, Florence ... die einzigen Frauen seines Lebens. Bruchstücke glücklicher Ferien tauchten auf, wurden jedoch sogleich von Bildern voll Zorn und Blut hinweggefegt. In seinem Schädel tobte ein Sturm. Robert wusste, dass dieser Sturm sich erst legen würde, wenn er starb. Und zwar so bald wie möglich ...

Lange saß er niedergeschlagen da. Als er den Kopf hob, zerriss ein roter Streifen den Horizont. Schon bald wäre die Sonne da. Die ersten Kinder würden am Strand herumlaufen, voller Lachen, voller Leben ... Nur mit Mühe entschloss er sich, weiterzugehen.

Er dachte daran, sich wieder hinzulegen. Sich wie ein

kleines Kind unter der Bettdecke zu verkriechen. So weit weg war die Kindheit, und Robert fühlte sich so alt. Angeblich wurde man eines Tages wieder zum Kind. Wenn es nur wahr wäre, man vor dem Tod die Freude und die Unschuld wiederfinden konnte ...

Doch die Stunde der Freiheit hatte nicht für ihn geschlagen.

Zurück am Schilfwäldchen, bildete Robert sich ein, ein Scharren zu hören. Ein merkwürdiges Scharren. Er näherte sich vorsichtig den hohen Gewächsen und folgte der Fährte abgebrochener Halme. Und dort, auf einer winzigen Lichtung, die im tödlichen Kampf zweier Gestalten entstanden war, entdeckte er den blutigen Leichnam der jungen Niederländerin.

2 Eine leichte Brise erfrischte seinen vor Schweiß zerfließenden Oberkörper.

Mit einem Blick konnte er die gesamte Ebene des Roussillon bis hin zum blauen Mittelmeer erfassen. Im Norden sanken die Hügel der Corbières sanft von den Gipfeln hinab bis zum Étang de Leucate; im Süden hinter den Albères versteckte sich Spanien vor seinen geblendeten Augen.

Die Sonne löschte die verschiedenen Grüntöne aus, ließ aber die roten Ziegeldächer leuchten. Jedes Jahr stahl die Urbanisierung den Weinbergen und Obstplantagen einige Dutzend Hektar Land, und die Wohnsiedlungen überschwemmten langsam die Ebene. Sie umringten und überfluteten die Dörfer und ließen von ihrer Vergangenheit nicht mehr erkennen als die Zacken der romanischen Kirchtürme, die aus ihrer Silhouette emporragten. Seit fünfzig Jahren wuchs die Bevölkerung

immer mehr an, und die Neuankömmlinge auf der Suche nach einem entschleunigten Lebensstil mussten irgendwo untergebracht werden.

Gilles Sebag kam nur schwer wieder zu Atem. Nachdem er vor einer Dreiviertelstunde von der mittelalterlichen Burg in Castelnou losmarschiert war, hatte er mit kleinen Schritten den Pfad zur Kapelle Sant-Marti de la Roca erklommen. Gegen Ende stieg der Weg immer steiler an, und Gilles hatte eine Pause einlegen müssen. Bisher hatte er es immer in einem Rutsch geschafft.

Von der felsigen Bergspitze aus, auf der er sich ausruhte, konnte er die Têt nicht sehen, ihren Verlauf jedoch dank der Dörfer, die bis nach Perpignan an ihr Ufer grenzten, ohne weiteres verfolgen. Jedes dieser Dörfer kannte er beim Namen. Und doch war auch er vor einigen Jahren ein Neuankömmling gewesen, einer dieser aus dem Norden Hinzugezogenen, die die Katalanen mit einer Mischung aus Sympathie, Stolz und Resignation empfingen. Glücklicherweise hatte er eine Arbeit. Einen Beruf, der ihn zwar nur noch mäßig begeisterte, ihm aber am Monatsende ein ausreichendes Gehalt einbrachte.

Er griff seine Trinkflasche und nahm zwei kleine Schlucke. Das Wasser war schon warm. Ein wenig goss er sich auch über den Kopf. Das Wasser rann ihm den Nacken hinunter und lief ihm dann über den Rücken.

Gilles fröstelte.

Das Lärmen menschlicher Tätigkeiten drang schwach wie ein anhaltendes Summen an sein Ohr. Nur das Brummen der Cessna, mit der die Feuerwehrleute ununterbrochen das Gebirgsmassiv überflogen, war darunter auszumachen.

Er dachte wieder an Léo, seinen Sohn.

An diesem Morgen war der Bengel geschickt einem Abschiedskuss vor der Schule entkommen. Kaum hatte